

HEYNE <

DAS BUCH

Tokio, 1951: Nikolai Hel wird nach drei Jahren aus dem Gefängnis entlassen. Die CIA, die ihn inhaftieren und foltern ließ, bietet ihm seine Freiheit gegen die Ausführung eines Geheimauftrags. Hel, Sohn einer russischen Aristokratin, wuchs in Japan auf und wurde dort in einer Vielzahl tödlicher Kampfkünste ausgebildet. Nun soll er für die Amerikaner unter der falschen Identität eines französischen Waffenhändlers den russischen Botschafter in Peking aus dem Verkehr ziehen. So will Amerika einen Keil zwischen die UdSSR und China treiben und die Ausbildung eines kommunistischen Machtblocks in Asien verhindern. Unter Anleitung der schönen Französin Solange bereitet sich Hel auf seine Mission in Peking vor. Doch in diesem Hexenkessel aus politischen Intrigen und Verrat verfolgt er seine ganz persönlichen Ziele: Rache an den Männern, die ihm die Freiheit nahmen, und den Weg zu Satori, der inneren Erleuchtung.

»Schriftstellerkollegen wie James Ellroy und Lee Child liegen diesem Autor zu Füßen. Zu Recht.« *Stern*

DER AUTOR

Don Winslow wurde 1953 in New York geboren und wuchs in South Kingston, Rhode Island, auf. Er war Schauspieler, Regisseur, Theatermanager, Safariführer und Privatdetektiv, bevor er mit seinen Thrillern Kritik und Publikum begeisterte, auch hierzulande die Bestsellerlisten eroberte und 2011 den Deutschen Krimi Preis erhielt. Winslow lebt mit seiner Frau in Kalifornien.

DON
WINSLOW
SATORI

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Conny Lösch

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe SATORI erschien 2011 bei
Grand Central Publishing, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Salzer Alpin wird produziert von UPM, Schongau
und geliefert von Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 12/2014
Copyright © 2010 by Don Winslow
and the Trevanian Beneficiaries
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Katja Bendels
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design
unter Verwendung von shutterstock/rada80
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-31641-6

www.heyne.de

Für Richard Pine

ERSTER TEIL

Tokio, Oktober 1951

1

Nikolai Hel betrachtete ein Ahornblatt, das vom Ast fiel, im seichten Wind segelte und sanft zu Boden schwebte.

Es war wunderschön.

Nach drei Jahren Einzelhaft in einem amerikanischen Gefängnis genoss er den Anblick der Natur, füllte seine Lungen mit der frischen Herbstluft, wartete einige Augenblicke, bevor er wieder ausatmete.

Haverford hielt es für ein Seufzen.

»Froh, draußen zu sein?«, fragte der Agent.

Nikolai antwortete nicht. In seinen Augen war der Amerikaner nichts als ein Kaufmann wie alle seine Landsleute, nur dass dieser hier nicht mit Autos, Rasierschaum oder Coca-Cola handelte, sondern mit Spionage. Nikolai hatte nicht die Absicht, sich von diesem Funktionär in ein belangloses Gespräch verwickeln zu lassen, geschweige denn, ihm Einblick in seine privaten Gedanken zu gewähren.

Natürlich war er froh, draußen zu sein, dachte er, als er auf die tristen grauen Mauern des Sugamo-Gefängnisses zurückblickte, aber warum hatten die Menschen aus dem Westen nur immer das Gefühl, sie müssten das Offensichtliche aussprechen und Unbeschreibliches in Worte fassen? Es gehört zum Wesen eines Ahornblatts, im Herbst vom Baum zu fallen. Ich habe General Kishikawa getötet, der wie ein Vater für mich war, weil es meinem Wesen entsprach – und ich als Sohn die Pflicht dazu hatte. Die Amerikaner haben mich

eingesperrt, weil sie nun einmal so sind und ihnen gar nichts anderes übriggeblieben war.

Und jetzt bieten sie mir die »Freiheit«, weil sie mich brauchen.

Nikolai setzte seinen Gang über den von Ahornbäumen gesäumten Kiesweg fort. Überrascht spürte er, wie eine leichte Panik in ihm aufstieg, und er kämpfte das Schwindelgefühl nieder, das der weite Himmel in ihm hervorrief. Diese Welt außerhalb seiner kleinen engen Gefängniszelle war groß und leer; er war vollkommen auf sich gestellt. Drei Jahre lang war er sich selbst die einzige Gesellschaft gewesen, und nun kehrte er in eine Welt zurück, die er mit seinen sechsundzwanzig Jahren nicht mehr kannte.

Haverford hatte das vorausgesehen. Er hatte einen Psychologen über die Probleme befragt, mit denen ehemalige Gefangene sich bei ihrer Rückkehr in die Gesellschaft konfrontiert sehen. Der klassische Freudianer – inklusive des typischen Wiener Akzents – hatte Haverford erklärt, »das Subjekt« würde sich an die Beschränkungen der Haft gewöhnt haben und sich von der scheinbar unbegrenzten Welt außerhalb seiner Gefängniszelle überwältigt fühlen. Klug wäre es, erklärte er weiter, den Betreffenden zunächst in einem fensterlosen Raum mit Zugangsmöglichkeit zu einem Hof oder Garten unterzubringen, damit er sich allmählich akklimatisieren könne. Offene Räume oder gar eine überfüllte Stadt mit geschäftigen Menschen und unablässigem Lärm würden ihn wahrscheinlich verstören.

Also hatte Haverford in einem ruhigen Tokioter Vorort ein kleines Zimmer in einem sicheren Haus herrichten lassen. Nach dem zu urteilen, was er über Nikolai Hel wusste – dem wenigen, das über ihn bekannt war –, konnte er

sich allerdings nicht vorstellen, dass dieser verstört reagieren würde. Hel legte eine fast übermenschliche Selbstbeherrschung an den Tag, eine Ruhe, die beinahe herablassend wirkte, eine Zuversicht, die oft an Arroganz grenzte. Oberflächlich betrachtet wirkte er wie die perfekte Mischung aus seiner aristokratischen russischen Mutter und dem Samurai, der sein Ersatzvater gewesen war, dem Kriegsverbrecher Kishikawa, den er mit einem einzigen Fingerhieb gegen die Luftröhre vor der Schmach der Henkerschlinge bewahrt hatte.

Trotz seiner blonden Haare und strahlend grünen Augen, dachte Haverford, wirkt Hel eher asiatisch als westlich. Er geht sogar wie ein Asiate – die Arme hinter dem Rücken verschränkt, um möglichst wenig Raum einzunehmen und einem Entgegenkommenden keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Seinen großen, schlanken Körper hielt er demütig gebeugt. Äußerlich Europäer, beschloss Haverford, doch vom Wesen her Asiate. Das kam hin – er war bei seiner Mutter aufgewachsen, die nach Schanghai ausgewandert war, und als die Japaner die Stadt besetzt hielten, hatte Kishikawa sich seiner angenommen. Nach dem Tod der Mutter schickte Kishikawa den Jungen nach Japan, wo er bei einem Meister des äußerst komplizierten und nuancierten Brettspiels Go – einer Art japanischen Schachspiels, nur sehr viel schwieriger – lebte und in die Lehre ging.

Auch Hel war Go-Meister geworden.

Ist es da ein Wunder, wenn er denkt wie ein Asiate?

Nikolai spürte, dass sich die Gedanken des Mannes mit ihm beschäftigten. Diese Amerikaner sind leicht zu durchschauen, ihre Gedanken so greifbar wie Steine am Boden eines klaren, unbewegten Teichs. Es war ihm egal, was Ha-

verford von ihm hielt – wen interessierte schon die Meinung eines Kaufmanns? –, aber es ärgerte ihn. Er lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Sonnenstrahlen in seinem Gesicht und spürte, wie sie seine Haut wärmten.

»Was möchten Sie?«, fragte Haverford.

»Wie meinen Sie das?«

Haverford schmunzelte. Die meisten Männer wollten drei Dinge, wenn sie nach langer Haft entlassen wurden: etwas zu trinken, etwas zu essen und eine Frau, nicht unbedingt in dieser Reihenfolge. Aber er hatte nicht vor, sich Hels herablassende Art bieten zu lassen, und entgegnete auf Japanisch: »Ich meine, was möchten Sie?«

Mittelmäßig beeindruckt, dass Haverford Japanisch sprach, und auch einigermaßen interessiert aufgrund dessen Weigerung, einen so unbedeutenden Stein auf dem Spielbrett aufzugeben, antwortete Nikolai: »Ich gehe nicht davon aus, dass Sie eine annehmbare Tasse Tee organisieren können.«

»Tatsächlich«, sagte Haverford, »habe ich bereits ein bescheidenes *cha-kai* vorbereiten lassen. Ich hoffe, es wird Ihre Zustimmung finden.«

Eine formelle Teezeremonie, dachte Nikolai.

Wie interessant.

Am Ende des Wegs wartete ein Wagen. Haverford öffnete die hintere Tür und ließ Nikolai einsteigen.

2

Das *cha-kai* war nicht nur annehmbar, es war exzellent.

Nikolai saß im Schneidersitz auf dem *tatami*-Boden neben dem Lacktisch und genoss jeden einzelnen Schluck des *cha-noyu*. Der Tee war hervorragend, ebenso wie die Geisha, die nicht weit von ihm kniete, diskret und gerade außer Hörweite der kargen Unterhaltung.

Schockiert bemerkte Nikolai, dass dieser Funktionär Haverford sich auskannte, den Tee mit makelloser Höflichkeit servierte und das Ritual fehlerlos zelebrierte. Bei der Ankunft im Teehaus hatte Haverford sich zunächst dafür entschuldigt, dass es aufgrund der Umstände keine weiteren Gäste gäbe, und Nikolai anschließend in den *machiai*, den Warteraum, geführt, wo er ihm eine außerordentlich anziehende Geisha vorstellte.

»Das ist Kamiko-san«, sagte Haverford. »Sie wird heute als meine *hanto* fungieren.«

Kamiko verneigte sich. Sie reichte Nikolai einen Kimono und bot ihm *sayu* an, eine Tasse des heißen Wassers, mit dem der Tee aufgegossen werden sollte. Nikolai nahm einen Schluck, und als Haverford sich entfernte, um den Tee zuzubereiten, führte Kamiko ihn nach draußen in den *roji*, den »Tauboden«, einen kleinen Garten ohne Blumen, nur aus Steinarrangements. Sie setzten sich auf eine steinerne Bank und genossen die Stille, ohne sich zu unterhalten.

Wenige Minuten später ging Haverford, inzwischen in

einen Kimono gewandet, zu einem Steinbecken und wusch sich zeremoniell Mund und Hände mit frischem Wasser. Dann trat er durch das mittlere Tor in den *roji*, wo er Nikolai formell mit einer Verneigung willkommen hieß. Auch Nikolai reinigte sich im *tsukubai*.

Um in das *cha-shitsu*, das Teehaus, zu gelangen, mussten sie eine Schiebetür von nur einem Meter Höhe passieren und sich dabei zwangsläufig bücken, was den Übergang von der physischen Welt in das spirituelle Reich des Teehauses symbolisierte.

Das *cha-shitsu* war exquisit, elegant in seiner Schlichtheit, ein perfekter Ausdruck des *shibumi*. Der Tradition folgend begaben sie sich zuerst in eine Nische, an deren Wand das *kakemono* hing, eine Rolle mit gemalten Schriftzeichen, abgestimmt auf den jeweiligen Anlass. Wie es sich für den Gast gehörte, bewunderte Nikolai die gekonnt ausgeführten Pinselstriche, die das japanische Zeichen für *satori* darstellten.

Interessante Wahl, dachte Nikolai. *Satori* bedeutet im Zen-Buddhismus eine plötzliche Erleuchtung, eine Erkenntnis des Lebens, wie es wirklich ist. Sie war kein Ergebnis von Meditation oder bewussten Gedanken, sondern stellte sich mit einem Windhauch, dem Knistern einer Flamme, oder dem Fallen eines Blattes ein.

Nikolai hatte *satori* nie erlebt.

Auf einem kleinen Holzständer vor dem *kakemono* befand sich eine Schale mit einem einzelnen kleinen Ahornzweig.

Sie traten an ein niedriges Tischchen, auf dem ein Kohlebecken und ein Kessel standen. Während Nikolai und Kamiko sich im Schneidersitz auf die Matte am Tisch setzten, verneigte sich Haverford und verließ den Raum. Wenige Augen-

blicke später erklang ein Gong, und er kehrte mit der *cha-wan* zurück, einer roten Keramikschale, die einen Teebesen, einen Schöpflöffel und ein Tuch enthielt.

Als *teishu*, Gastgeber, kniete sich Haverford an den ihm vorgeschriebenen Platz neben der Kochstelle und Nikolai direkt gegenüber an den Tisch. Er wischte alle Utensilien mit dem Tuch ab, füllte die Schale mit heißem Wasser, spülte den Teebesen, goss das Wasser in ein anderes Becken und wischte die Teeschale erneut sorgfältig aus.

Nikolai genoss das alte Ritual, wollte sich aber nicht einlullen lassen. Der Amerikaner hatte offensichtlich seine Hausaufgaben gemacht und wusste, dass Nikolai in den wenigen Jahren, in denen er vor seiner Gefangenschaft in Tokio gelebt hatte, einen formellen japanischen Hausstand mitsamt Gefolge gegründet und die alten Rituale befolgt hatte. Sicherlich setzte er darauf, dass Nikolai das *cha-kai* als nostalgisch und beruhigend empfinden würde.

Und so ist es auch, dachte Nikolai, aber bleib wachsam.

Haverford präsentierte den Schöpflöffel, öffnete einen Leinenbehälter und hielt einen Augenblick inne, damit seine Gäste das Aroma prüfen konnten. Nikolai stellte erstaunt fest, dass es sich um *koi-cha* handelte, aus hundertjährigen Pflanzen, die nur im Schatten und nur in bestimmten Gegenden von Kyoto wuchsen. Er hatte keine Vorstellung, was dieser *mat-cha* gekostet haben musste, und fragte sich, was er ihn selbst wohl kosten würde. Die Amerikaner betrieben einen solchen Aufwand sicherlich nicht umsonst.

Nachdem Haverford eine angemessene Pause eingelegt hatte, tauchte er jetzt einen kleinen Löffel in den Behälter und gab sechs Einheiten des feinpulvrigen blassgrünen Tees in die *cha-wan*. Mit der Bambuskelle schöpfte er heißes

Wasser in die Schale, nahm den Teebesen und verquirlte beides zu einer dünnflüssigen Paste. Er begutachtete das Ergebnis seiner Arbeit und reichte Nikolai zufrieden die Schale über den Tisch.

Wie es das Ritual vorsah, verneigte sich Nikolai, nahm die *cha-wan* mit der rechten Hand entgegen, übergab sie seiner Linken und balancierte sie in der Handfläche. Er drehte sie dreimal im Uhrzeigersinn und nahm dann einen langen Schluck. Der Tee war hervorragend und Nikolai bekundete dies höflich mit lautem Schlürfen. Dann wischte er den Rand der *cha-wan* mit seiner Rechten ab, drehte die Schale einmal im Uhrzeigersinn und gab sie an Haverford zurück, der sich verneigte und seinerseits davon trank.

Nun begann die weniger formelle Phase des *cha-kai*. Haverford wischte die *cha-wan* erneut aus, und Kamiko füllte Kohle in das Becken, um weitere Tassen mit schwächerem Tee zu kochen. Trotzdem gab es auch hier Formalitäten zu beachten, und um seiner Rolle als Gast gerecht zu werden, begann Nikolai eine Unterhaltung über die bei der Zeremonie verwendeten Utensilien.

»Die *cha-wan* stammt aus der Monoyama-Zeit, nicht wahr?«, richtete er das Wort an Haverford, denn er hatte die charakteristische rote Färbung erkannt. »Sie ist wunderschön.«

»Ganz recht, Monoyama«, erwiderte Haverford. »Aber es ist nicht das schönste Stück.«

Beide wussten, dass die Schale aus dem siebzehnten Jahrhundert unbezahlbar war. Der Amerikaner hatte ungeheure Kosten und Mühen auf sich genommen, um diese »bescheidene« Teezeremonie zu veranstalten, und Nikolai fragte sich unwillkürlich weshalb.

Haverford konnte seine Zufriedenheit über die gelungene Überraschung kaum verbergen.

Ich kenne dich nicht, Hel, dachte er, als er sich wieder in den Schneidersitz hinabsenkte, aber du kennst mich auch nicht.

Ellis Haverford war in der Tat anders als die firmeneigenen Rowdys, die Nikolai während seines dreitägigen brutalen Verhörs windelweich geprügelt hatten. Obwohl er auf der Upper East Side von Manhattan geboren war, hatte er Yale und Harvard zugunsten der Columbia ausgeschlagen, weil er sich nicht vorstellen konnte, freiwillig aus Manhattan fortzuziehen. Als Pearl Harbor bombardiert wurde, studierte er gerade asiatische Sprachen und Geschichte und schien somit prädestiniert für einen Schreibtischjob beim Geheimdienst.

Doch Haverford weigerte sich, ging stattdessen zu den Marines, befehligte einen Zug in Guadalcanal und eine Kompanie in Neu-Guinea. Als ihm Purple Heart und Navy Cross an die Brust geheftet wurden, musste er sich schließlich eingestehen, dass er seine Ausbildung verschwendete. Also erklärte er sich bereit, verdeckt zu arbeiten und trainierte in den Dschungeln von Französisch-Indochina einheimische Widerstandsbewegungen für den Krieg gegen die Japaner. Haverford sprach fließend Französisch, Japanisch und Vietnamesisch und konnte sich auch in einigen Teilen Chinas verständlich machen. Auf seine Weise war Ellis Haverford ebenso aristokratisch wie Hel – wenngleich er aus bedeutend reicheren Verhältnissen stammte –, und er gehörte zu jener seltenen Spezies, die sich an jedem Ort der Welt wohlfühlen scheinen, auch in einem exklusiven japanischen Teehaus.

Jetzt servierte Kamiko schwachen Tee und brachte *mukozuke*, ein Tablett mit leichten Gerichten – *sashimi* und eingelegtem Gemüse.

»Das Essen ist gut«, sagte Nikolai auf Japanisch, als Kimoko servierte.

»Lediglich Abfälle«, antwortete Haverford der Form halber, »aber ich fürchte, etwas Besseres habe ich nicht zu bieten. Es tut mir sehr leid.«

»Das ist mehr als genug«, sagte Nikolai und verfiel unbewusst in japanische Umgangsformen, wozu er schon seit Jahren keine Gelegenheit mehr gehabt hatte.

»Sie sind überaus gütig«, erwiderte Haverford.

Nikolai, der sich Kamikos passiver Aufmerksamkeit bewusst war, fragte: »Sollen wir die Sprache wechseln?«

Haverford wusste bereits, dass Hel Englisch, Französisch, Russisch, Deutsch, Chinesisch, Japanisch und auch ein bisschen Baskisch sprach, so dass ihnen genug Sprachen zur Auswahl standen. Er schlug Französisch vor, und Nikolai ging darauf ein.

»Also«, sagte Nikolai, »Sie bieten mir hunderttausend Dollar, meine Freiheit, einen costa-ricanischen Reisepass und die Privatadressen von Major Diamond und seinen Mitarbeitern, wenn ich Ihnen einen Dienst erweise, bei dem es sich vermutlich um Mord handelt.«

»›Mord‹ ist ein hässliches Wort«, entgegnete Haverford, »aber Sie haben die Eckdaten des Deals korrekt umrissen, ja.«

»Warum ich?«

»Sie verfügen über ein paar außergewöhnliche Eigenschaften«, sagte Haverford, »sowie gewisse, für den Auftrag erforderliche Fähigkeiten.«

»Zum Beispiel?«

»Das müssen Sie vorläufig noch nicht erfahren.«

»Wann fange ich an?«, fragte Nikolai.

»Die Frage ist eher wie.«

»Na schön. *Wie* fange ich an?«

»Zunächst«, antwortete Haverford, »reparieren wir Ihr Gesicht.«

»Gefällt es Ihnen nicht?«, fragte Nikolai. Die Fäuste und Knüppel von Major Diamond und dessen Leuten hatten sein einst ansprechendes Antlitz in eine schiefe, geschwollene und zusammenhanglose Masse verwandelt.

Nikolai hatte bis zum Mord an Kishikawa-san für die Amerikaner als Übersetzer gearbeitet; dann hatten Diamond und seine Gorillas ihn zunächst verprügelt und anschließend grausamen Experimenten mit bewusstseinsverändernden Psychopharmaka unterzogen. Der Schmerz war schlimm genug gewesen, die Entstellungen noch schlimmer, aber am meisten quälten Nikolai der Kontrollverlust, die entsetzliche Hilflosigkeit und das Gefühl, von Diamond und seinen widerlichen Handlangern um sein Selbst beraubt worden zu sein, mit dem sie dann spielten wie verzogene, dumme Kinder mit Tieren.

Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich mich um sie kümmern, dachte er. Um Diamond und seine Schläger, um den Arzt, der seinem »Patienten« die Spritzen verabreicht und deren Wirkung er mit kaltblütigem, klinischem Interesse verfolgt hatte – sie alle werden mich wiedersehen, wenn auch nur kurz und unmittelbar vor ihrem Tod.

Zuerst aber muss ich mich mit Haverford einigen, denn ich brauche ihn, um Rache zu üben. Immerhin ist er interessant – elegant gekleidet, zweifellos gebildet und offen-

sichtlich ein Spross der sogenannten amerikanischen Aristokratie.

»Ganz und gar nicht«, entgegnete Haverford. »Ich denke nur, wenn man etwas beschädigt hat, sollte man es auch wieder reparieren. Das erscheint mir nur fair.«

Haverford will mir auf recht unamerikanisch subtile Art weismachen, dachte Nikolai, dass er nicht zu denen gehört. Aber natürlich tut er das, seine Kleidung und der Columbia-Abschluss sind nur die Patina auf demselben rissigen Gefäß. Er fragte: »Was, wenn ich es vorziehe, nicht ›repariert‹ zu werden?«

»Dann, fürchte ich, würden wir unsere Vereinbarung lösen müssen«, erwiderte Haverford gut gelaunt und froh, dass die französische Sprache das in Englisch viel unerbittlicher klingende Ultimatum abschwächte. »Ihr derzeitiges Erscheinungsbild würde Fragen aufwerfen, deren Antworten nicht zu der Tarnung passen, die wir unter Aufwendung großer Mühen für Sie gefunden haben.«

»›Tarnung?‹«

»Eine neue Identität«, antwortete Haverford, dem wieder einfiel, dass Hel zwar ein effizienter Killer, auf dem Gebiet der weltweiten Spionage aber noch ein Neuling war. »Mitsamt einer konstruierten persönlichen Biografie.«

»Und die wäre?«, fragte Nikolai.

Haverford schüttelte den Kopf. »Das müssen Sie jetzt noch nicht wissen.«

Nikolai beschloss, es darauf ankommen zu lassen, und sagte: »Ich war in meiner Zelle ganz zufrieden. Ich könnte auch wieder zurückgehen.«

»Das könnten Sie«, gab Haverford ihm Recht. »Und wir könnten Sie wegen Mordes an Kishikawa vor Gericht stellen.«

Geschickt gespielt, dachte Nikolai und beschloss, im Umgang mit Haverford vorsichtiger zu sein. Da er sah, dass es hier keine Möglichkeit zum Angriff gab, zog er sich zurück wie eine allmählich weichende Flut. »Die Operationen an meinem Gesicht – ich nehme an, wir sprechen von Operationen ...«

»Ja.«

»Und ich vermute, es wird schmerzhaft sein ...«

»Sehr.«

»Wie lange wird es dauern, bis alles verheilt ist?«

»Einige Wochen«, antwortete Haverford. Er schenkte Nikolai nach, dann sich selbst und nickte Kamiko zu, damit sie eine frische Kanne brachte. »In denen Sie nicht untätig bleiben werden. Sie haben sehr viel Arbeit vor sich.«

Nikolai zog eine Augenbraue hoch.

»Ihr Französisch zum Beispiel«, sagte Haverford, »Ihr Wortschatz ist beeindruckend, aber der Akzent ganz falsch.«

»Meine französische Kinderfrau wäre jetzt zutiefst beleidigt.«

Haverford schaltete wieder auf Japanisch um, das sich besser für den Ausdruck höflichen Bedauerns eignete. »*Gomen nosei*, aber Ihr neuer Akzent muss südlicher klingen.«

Warum wohl?, überlegte Nikolai. Er fragte jedoch nicht nach, denn er wollte nicht zu neugierig oder zu interessiert wirken.

Kimoko wartete in einigem Abstand. Als sie hörte, dass Haverford fertig war, verneigte sie sich und servierte den Tee. Sie war hübsch frisiert, hatte Haut wie aus Alabaster, und ihre Augen funkelten. Nikolai ärgerte sich, als Haverford seine Blicke wahrnahm und versicherte: »Alles schon arrangiert, Hel-san.«

»Danke, nein«, sagte Nikolai, der nicht bereit war, dem Amerikaner die Genugtuung zu gönnen, seine körperlichen Bedürfnisse richtig gedeutet zu haben. Damit würde er nur Schwäche zeigen und Haverford zu einem Sieg verhelfen.

»Wirklich?«, fragte Haverford. »Sind Sie sicher?«

Sonst hätte ich es nicht gesagt, dachte Nikolai. Er beantwortete die Frage nicht, sondern erwiderte stattdessen:

»Noch was ...«

»Ja?«

»Ich werde keine Unschuldigen töten.«

Haverford schmunzelte. »Die Chance ist gering.«

»Dann nehme ich an.«

Haverford verneigte sich.

3

Nikolai kämpfte gegen die Bewusstlosigkeit an.

Die Kontrolle zu verlieren war für einen Mann, der sein Leben lang nach den Prinzipien strenger Selbstbeherrschung gelebt hatte, ein Gräu­el und brachte ihm die Erinnerung an die pharmakologische Folter zurück, die die Amerikaner an ihm verübt hatten. Also rang er um sein Bewusstsein, doch der Wirkung des Anästhetikums konnte er sich nicht wider­setzen.

Als Junge hatte er häufig spontane Augenblicke völliger Entspannung erlebt, in denen er sich des Moments entrückt auf einer frischen Wiese mit Wildblumen liegen sah. Er wusste nicht, wie es geschah oder warum, nur dass es friedlich war und wunderschön. Er bezeichnete diese Intermezzi als seine »Ruhephasen« und konnte sich nicht vorstellen, dass ein Mensch ohne sie leben könnte.

Aber die Bombardierung von Tokio, der Tod seiner Freunde, dann Hiroshima, Nagasaki und die Verhaftung seines Ziehvaters, General Kishikawas, als *Kriegsverbrecher* – dieser kultivierte Mann, der ihn das Go-Spiel gelehrt und ihm gezeigt hatte, wie man ein zivilisiertes, diszipliniertes und umsichtiges Leben führt – hatten ihn seiner kostbaren »Ruhephasen« beraubt, und egal wie sehr er sich bemühte, er konnte diesen Zustand völliger Entspannung, der einst Teil seiner Selbst gewesen war, nicht mehr wiedererlangen.

Als man ihn in ein Flugzeug mit geschwärzten Fenstern setzte, in die Vereinigten Staaten flog und beim Aussteigen das Gesicht verband, als wäre er verwundet, war es ihm nicht möglich gewesen, Ruhe zu finden. Und noch schwerer fiel es ihm, seinen Gleichmut zu bewahren, als man ihn auf einer Trage ins Krankenhaus rollte, ihm Nadeln in die Arme stach und eine Maske über Nase und Mund zog.

Panisch wachte er auf, weil seine Arme an der Trage festgezurrert waren.

»Alles gut«, sagte eine weibliche amerikanische Stimme.
»Wir wollen nur nicht, dass Sie sich herumwälzen oder Ihr Gesicht berühren.«

»Das werde ich nicht.«

Sie schmunzelte, glaubte ihm nicht.

Nikolai hätte weiter gestritten, doch der Schmerz war stechend, wie ein grelles Licht, das ihm direkt in die Augen strahlte. Er blinzelte, zwang sich, ruhig zu atmen und schickte das Licht auf die andere Seite des Raums, wo er es teilnahmslos betrachten konnte. Der Schmerz existierte noch, aber jetzt handelte es sich lediglich um ein von ihm losgelöstes Phänomen, interessant aufgrund seiner Intensität.

»Ich gebe Ihnen eine Spritze«, sagte die Schwester.

»Nicht nötig«, entgegnete Nikolai.

»Oh«, sagte sie, »wir können nicht zulassen, dass Sie zucken oder die Zähne zusammenbeißen. Die Operation an den Gesichtsknochen war sehr kompliziert.«

»Ich versichere Ihnen, dass ich absolut still liegen bleibe«, antwortete Nikolai. Durch die Schlitze, die seine Augen waren, konnte er jetzt sehen, wie sie die Spritze vorbereitete. Sie war der keltische Typ, mit einer robusten Gesundheit, blasser Haut, Sommersprossen, rostroten Haaren und di-

cken Unterarmen. Er atmete aus, entspannte seine Hände und entwand sie den Bandagen.

Die Schwester wirkte schrecklich verärgert. »Wollen Sie, dass ich den Doktor rufe?«

»Tun Sie, was Sie für richtig halten.«

Der Arzt kam wenige Minuten später. Mit viel Aufhebens prüfte er den Verband, der Nikolais Gesicht schützte, gluckste zufrieden wie eine Henne, die gerade ein besonders gelungenes Ei gelegt hat, und sagte: »Die Operation ist sehr gut verlaufen. Ich rechne mit einem ausgezeichneten Ergebnis.«

Nikolai machte sich nicht die Mühe, eine entsprechende Banalität zu erwidern.

»Lassen Sie die Hände aus dem Gesicht«, sagte der Arzt. An die Schwester gewandt setzte er hinzu: »Wenn er nichts gegen die Schmerzen will, dann will er nichts. Er wird Sie schon rufen, wenn er keine Lust mehr hat, den Stoiker zu spielen. Und falls Sie sich ein bisschen an ihm rächen wollen, lassen Sie sich Zeit, darauf zu reagieren.«

»Ja, Doktor.«

»Ich mache meine Arbeit gut«, sagte der Arzt zu Nikolai. »Sie werden sich vor den Frauen kaum noch retten können.«

Nikolai brauchte eine Weile, bis er die Redensart entschlüsselt hatte.

»Einige kleinere Gesichtsmuskeln werden gelähmt bleiben, fürchte ich«, fuhr der Arzt fort, »aber nichts, womit man nicht leben könnte. Es wird Ihnen sogar helfen, Ihre undurchdringliche Miene aufrechtzuerhalten.«

Nikolai rief nicht nach der Schwester.

Und er bewegte sich auch nicht.

4

Im Schutz der Nacht und des peitschenden Monsunregens kauerte die Kobra bewegungslos am Boden.

Sie sah die Füße des Mannes in den Matsch platschen und auf den Trampelpfad klatschen, der zu den Büschen führte, hinter denen er sein persönliches Geschäft verrichten wollte. Es gehörte zu seinem festen Tagesablauf, und deshalb erwartete die Kobra ihn dort. Sie hatte viele Nächte lang ausgeharrt und die Gewohnheiten ihrer Beute studiert.

Der Mann kam näher und befand sich jetzt nur wenige Schritte von der Stelle entfernt, an der die Kobra neben dem schmalen Pfad im Bambus lauerte. Allein auf sein Ziel fixiert, sah der Mann nichts, als er sich den Regen aus dem Gesicht wischte.

Diesen Moment wählte die Kobra, um sich blitzartig zu strecken und zuzuschlagen. Die Klinge – silbrig wie der Regen – schoss hervor und schlitze den Oberschenkel des Mannes auf. Er spürte den seltsamen Schmerz, sah hinunter und presste die Hand auf den blutigen Riss in der Hose. Aber es war zu spät – die Oberschenkelarterie war durchtrennt und das Blut strömte unter seiner Hand und zwischen seinen Fingern hervor. Geschockt setzte er sich und sah zu, wie das Leben aus ihm herausfloss und eine Lache um ihn herum bildete.

Die Kobra war längst weg.

5

Obwohl Major Diamond sich freute, dass Nikolai Hel auf den Handel eingegangen war, ließ er sich seine Begeisterung nicht unbedingt anmerken.

»Hel ist ein irrer Halb-Japse«, sagte Diamond, »mit verschmortem Hirn.«

»Ja«, antwortete Haverford, »und daran sind Sie ja nicht ganz unschuldig, oder?«

»Er war ein Agent der Kommies«, entgegnete Diamond schulterzuckend. Klar, er hatte Hel ein bisschen aufgemischt, ihn als Versuchskaninchen für neue pharmazeutische Methoden benutzt. Na und? Sie befanden sich im Krieg mit den Kommunisten, ein schmutziger Krieg noch dazu. Außerdem war Hel ein arroganter kleiner Scheißer – er ließ so viel Überlegenheit und Herablassung raushängen, dass man einfach Lust bekam, ihm wehzutun.

Diamond dachte, er hätte all das weit hinter sich gelassen, als er zur neuen CIA gewechselt war und Japan für einen Auftrag in Südostasien verlassen hatte, aber dieser nervige Hel hing an ihm wie der Schweif eines Papierdrachen. Sie hätten ihn hinrichten sollen, als sie die Gelegenheit dazu hatten – und jetzt sollte er als Spion eingesetzt werden?

Genau wie dieser schwule Sozi Haverford, noch so ein verzogenes, besserwisserisches kleines Arschloch. Scheiße, Mann, Haverford hatte im Krieg für die Viet Minh gekämpft, und was zum Teufel war Ellis überhaupt für ein Name?

Jetzt sagte Haverford: »Hel war weder ein kommunistischer Agent noch ein Agent der Sowjets oder sonst irgend ein Agent. Wie übrigens das von Ihnen geführte ›Verhör‹ ergeben hat.«

Haverford verachtete Diamond, angefangen von seinem Aussehen bis in den Kern seiner nicht vorhandenen Seele. Mit seinen schmalen Lippen und den hängenden Lidern ähnelte der Mann einer viel zu hoch gestimmten Gitarre, und innerlich war er noch hässlicher. Ein kleinbürgerlicher Schläger, der einen begeisterten Nazi abgegeben hätte, wäre er nicht – zu seinem Leidwesen – zufällig als Amerikaner auf die Welt gekommen. Diamond gehörte zu der Sorte Gemein dienstler, wie sie die Armee massenweise hervorbrachte – fantasielos, brutal und voller Vorurteile, die von keinem Gedanken oder intelligenten Zweifel geschmälert wurden.

Haverford hasste ihn, die gesamte gesellschaftliche Klasse, aus der er stammte, und was diese in Bezug auf die amerikanischen Beziehungen nach Fernost anzurichten drohte.

John Singleton, Leiter der für Asien zuständigen Abteilung der CIA, saß an seinem riesigen Schreibtisch und verfolgte den Schlagabtausch. Weißes Haar fiel in sein zerfurchtes Gesicht wie Schnee auf ein zerklüftetes Felsmassiv, seine hellblauen Augen hatten die Farbe von Eis.

Er war im wahrsten Sinne ein ›kalter Krieger‹; genau genommen der kälteste Mensch, den Haverford je kennengelernt hatte.

Singletons Skrupellosigkeit hatte ihn zur Legende gemacht. Er wurde als graue Eminenz der Washingtoner Geheimdienstgemeinde respektiert – sogar gefürchtet –, von Foggy Bottom bis Capitol Hill, sogar bis in die Pennsylvania Avenue hinein.

Und das aus gutem Grund, dachte Haverford. Im Vergleich zu Singleton war Machiavelli ein naiver Chorknabe und die Borgias Modelle für ein Gemälde von Rockwell. Neben Singleton sähe selbst der Teufel aus wie der Engel Lucifer – vor seinem Fall.

Singleton war während des Krieges Leiter der Abteilung für Asien beim OSS, dem Amt für strategische Dienste, und man sagte ihm nach, für Guerilla-Operationen in China und Vietnam verantwortlich gewesen zu sein sowie die Entscheidung, Bomben über Hiroshima und Nagasaki abzuwerfen, maßgeblich beeinflusst zu haben.

Nach dem Krieg hatte er den »Verlust« Chinas, die überraschende Invasion Koreas und sogar die Angriffe von McCarthy und seinen Gefolgsleuten politisch überlebt.

Tatsächlich war Singleton jetzt wahrscheinlich mächtiger als je zuvor, ein Umstand, den seine zahlreichen Feinde, wenn auch stillschweigend, seiner engen Beziehung zum Teufel zuschrieben.

Jetzt blickte er die beiden rivalisierenden Beamten über seinen Schreibtisch hinweg an.

»Ist Hel instabil?«, fragte er Haverford.

»Im Gegenteil«, entgegnete dieser. »Ich habe noch nie einen so selbstbeherrschten Menschen erlebt wie Nikolai Hel.«

»Was ist los, haben Sie sich in den Kerl verknallt oder was?«, mischte Diamond sich ein und grinste anzüglich.

»Nein, ich bin nicht in ihn verknallt«, gab Haverford müde zurück.

»Blasen Sie die Aktion ab, Sir«, sagte Diamond zu Singleton. »Es ist zu riskant und Hel ist eine tickende Zeitbombe. Ich habe sehr viel zuverlässigere Auftragskiller in Südchina, die wir losschicken kö...«

»Hel ist perfekt«, sagte Haverford.

»Und warum?«, fragte Singleton.

Haverford erläuterte seine Gründe – Hel sprach fließend Chinesisch, Russisch und Französisch, er war in den Kampfkünsten ausgebildet und dem Auftrag nicht nur gewachsen, sondern in der Lage, ihn so auszuführen, dass die Todesursache ungeklärt bleiben würde – ein ganz entscheidender Faktor.

»Warum ist Französisch wichtig?«, fragte Diamond, der Ärger witterte.

»Deshalb haben wir Sie zum Briefing bestellt«, sagte Singleton. »Ellis?«

»Hel wird als französischer Waffenhändler getarnt agieren«, sagte Haverford und freute sich auf Diamonds Unbehagen, »und den Viet Minh Waffen verkaufen.«

Tatsächlich verzogen sich Diamonds Lippen zu einer Grimasse.

»Da dies in Ihren Zuständigkeitsbereich in Indochina fällt«, sagte Singleton, »sollten Sie davon wissen.«

Na großartig, dachte Diamond. Hab ich nicht schon genug damit zu tun, zu verhindern, dass die Froschfresser einen weiteren Krieg anzetteln, ohne dass meine eigenen Leute dem Feind Hilfe schicken? »Sie wollen mir aber nicht erklären, dass Sie ...«

»Natürlich nicht. Das ist nur die Tarnung, unter der Hel nach Peking einreisen wird«, sagte Haverford. »Wir wollten verhindern, dass Sie überreagieren, wenn sich auf Ihrem Radar etwas davon abzeichnet.«

Diamond funkelte Haverford wütend an. »Passen Sie bloß auf, dass sich Ihr Junge aus meinem Gebiet raushält.«

»Keine Sorge.«

Aber Diamond machte sich Sorgen. Wenn Operation X bekanntwürde – und die Rolle, die er dabei spielte – und wenn die Kunde bis nach Washington drang ...

»X« war eine von den Froschfressern geleitete Operation in Indochina, weshalb er geglaubt hatte, alles bliebe schön in trockenen Tüchern. Aber jetzt drohte diese Helgeschichte Staub aufzuwirbeln.

Diamond wandte sich an Singleton. »Sir, ich möchte über alle Phasen der Operation unterrichtet werden, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Sie werden informiert«, versicherte ihm Singleton. »Ellis, halten Sie ihn über jeden einzelnen Ihrer Schritte auf dem Laufenden.«

»Ja, Sir.«

»Und, Ellis, wenn Sie noch einen Augenblick haben ...«

Diamond verließ die Besprechung. Nikolai Hel auf freiem Fuß, dachte er im Fahrstuhl. Unwillkürlich spürte er ein Zittern im Bein. Mach dir nichts vor, dachte er, du hast Schiss vor dem Kerl, und zwar aus gutem Grund. Das ist ein ausgebildeter Killer, und er ist stinksauer auf dich.

Und dann ist da noch Operation X.

Wenn auch nur das Geringste durchsickert.

Das durfte er nicht zulassen.

»Kennt Hel die Identität der Zielperson?«, fragte Singleton Haverford.

»Ich habe sie ihm noch nicht mitgeteilt.«

Singleton dachte kurz darüber nach und fragte dann: »Ist was dran an dem, was Diamond sagt? Dass Hel eine tickende Bombe ist?«

»Ich glaube nicht«, entgegnete Haverford. »Aber ich habe

Vorsichtsmaßnahmen getroffen und einen Anker vorbereitet – wenn sie mir den Metaphernmix gestatten.«

Singleton entließ Haverford. Dann erkundigte er sich bei seiner Sekretärin nach den weiteren Terminen und stellte fest, dass ihm ein paar Augenblicke zum Nachdenken blieben. Er ging in sein privates Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch und betrachtete das Go-Brett vor sich.

Seit einigen Wochen beschäftigte er sich jetzt schon mit dieser Partie gegen sich selbst, und die Formen der gegnerischen Steine bekamen allmählich etwas Wunderschönes. Im erlesenen Zusammenspiel der Gegensätze von Yin und Yang hätte man sie beinahe als anmutig bezeichnen können. Nur auf dem *go-kang* versprach das Leben vollkommene Ausgewogenheit.

Diamond würde Diamond bleiben und Haverford immer Haverford – sie waren die Fixpunkte auf dem Spielbrett.

Aber Hel ...

Singleton bewegte einen schwarzen Stein.

Er würde schon bald die Identität seiner Zielperson erfahren, und das würde, sagen wir mal, seine Motivation noch verstärken.

Aber um was zu tun?

Wie würde der Go-Spieler reagieren? Sicher war es keine Übertreibung, wenn man behaupten wollte, dass die unmittelbare Zukunft Asiens von der komplexen Persönlichkeit Nikolai Hels abhing.

Ein »Anker«, sinnierte Singleton.

Wie interessant.

6

Solange war so schön wie ihr Name.

Ihr Haar hatte die Farbe von gesponnenem Gold, versetzt mit wallenden Strähnen aus Bernstein, ihre Augen waren so grün wie Smaragde. Die gebogene Adlernase erinnerte daran, dass einst die Römer ihre Heimat, das Languedoc, besetzt hatten, ihre vollen Lippen aber konnten nur französisch sein. Eine Handvoll Sommersprossen zierten ihren ansonsten perfekten Porzellanteint, und die sanft geschwungene Silhouette ihrer hohen Wangenknochen verhinderte eine andernfalls möglicherweise unvorteilhafte Strenge. Sie war groß, nur einen Kopf kleiner als Nikolai, hatte lange Beine und einen tollen Körper. Das schlichte, aber elegante blaue Kleid spannte über ihren Brüsten.

Am meisten berührte Nikolai ihre Stimme. Sie war tief, dabei aber sanft, mit jener eigentümlichen gallischen Weichheit, die gleichermaßen vornehm und sinnlich wirkt.

»Willkommen in meinem Heim, Monsieur. Ich hoffe, Sie werden sich wohlfühlen.«

»Das werde ich sicher.«

Solange bot ihre Hand zum Kuss an, als wäre sein Gesicht nicht größtenteils unter Verbandsmull verborgen. Er nahm ihre Hand in die seine – ihre Finger waren lang und schlank – und küsste sie, der Baumwollverband berührte ihre Haut zeitgleich mit seinen Lippen. »*Enchanté.*«

»Darf ich Ihnen Ihr Zimmer zeigen?«

»*S'il vous plaît*«, sagte Nikolai. Der lange Flug aus den Vereinigten Staaten nach Tokio hatte ihn ermüdet.

»*S'il vous plaît*«, sagte sie und korrigierte sachte seine Aussprache, hielt den letzten Vokal etwas länger.

Nikolai nahm die Kritik an und wiederholte die Formulierung, wobei er ihre Artikulation nachahmte. Sie belohnte ihn mit einem anerkennenden Lächeln. »Ihre Kinderfrau stammte aus Tours, *non?* Der reinste Akzent in Frankreich. Aber wir müssen Ihnen einen *accent du Midi* antrainieren.«

»Deshalb bin ich hier.«

»Ich komme aus dem Süden«, erzählte sie ihm. »Montpellier.«

»Dort bin ich nie gewesen.«

»Es ist wunderschön«, sagte sie. »Sonnig und warm. Und das Licht ...«

Sein Zimmer war einfach, aber geschmackvoll eingerichtet, die Wände waren in einem freundlichen, nicht zu aufdringlich fröhlichem Gelb, die wenigen Möbel in einem mittleren Blauton gestrichen, der hervorragend zu den Wänden passte. Das große Bett – nach der Pritsche in seiner Zelle erschien es ihm riesig – war mit einer blauen Daunendecke bedeckt. In einer Vase auf dem Nachttisch stand eine einzelne Chrysantheme.

»Das ist eine japanische Blume, *non?*«, fragte Solange.

»Ja.«

»Und Sie haben sie vermisst.«

»Ja«, sagte er und war seltsam gerührt. »Danke.«

»Problème.«

»Verzeihung, wie bitte?«

»Grammatikalisch korrekt wäre »*pas de problème*«, sag-

te sie, »Aber – *comment vous dites* – ›umgangssprachlich‹ sagt man einfach ›*problème*‹. *Oui?*«

»D'accord.«

»Aber vielleicht mit ein bisschen mehr Betonung auf dem ›d‹, bitte. *Comme ça*.« Sie formte ihren Mund auf eine Weise, die Nikolai ziemlich attraktiv fand. »D'accord.«

»D'accord.«

»Ein bisschen mehr durch die Nase, bitte.«

Er wiederholte das Wort, diesmal mit einer nasalen Note.

»*Formidable*«, sagte sie. »Achten Sie auf die Andeutung einer vierten Silbe, aber nur einen Hauch, bitte. Sie wollen nicht klingen wie ein Bauerntrommel, sondern wie ein kultivierter Herr aus dem Süden. Sind Sie müde oder möchten Sie jetzt zu Mittag essen?«

»Ich bin noch hungriger als müde.«

»Ich habe mir erlaubt, etwas vorzubereiten.«

Sie führte ihn in ein kleines Esszimmer. Vom Fenster aus blickte man auf einen *karesansui*, einen japanischen Steingarten, eingegrenzt von einer hohen Bambusmauer. Der Garten war mit viel Geschick angelegt und erinnerte ihn an den Garten, den er selbst einst in seinem Tokioter Zuhause mit so großer Sorgfalt gestaltet hatte. Dort hatte er, bevor er die Entscheidung traf, Kishikawa-sama zu töten, ein gewisses Maß an Zufriedenheit erlangt. Er fragte: »Wird mir die Freiheit gewährt, den Garten zu nutzen?«

»Selbstverständlich«, sagte sie. »Solange Sie hier sind, ist das Ihr Zuhause.«

»Bitte, wie lange wird das sein?«

»Bis Sie wieder gesund sind«, sagte sie und wick damit seiner Frage geschickt aus. Dann setzte sie mit einem frechen Grinsen hinzu: »Und ordentlich Französisch sprechen.«

Solange wies auf einen Stuhl am Tisch.

Er setzte sich, während sie in die Küche ging.

Das Zimmer war wie das restliche Haus vollkommen europäisch eingerichtet, und er fragte sich, wo sie all diese Einrichtungsgegenstände wohl gekauft hatte. Womöglich aber war das gar nicht ihre Aufgabe gewesen, überlegte er, wahrscheinlich hatten ihre amerikanischen Auftraggeber die Mittel für den Nachbau eines französischen Landhauses mit daran anschließendem *karesansui* bereitgestellt. Zweifellos hofften sie, er würde seine französische »Tarnung« durch eine Art Osmose mit der Inneneinrichtung übernehmen, und ebenso zweifellos verdankten sie diese Hoffnung der Beratung durch einen »Psychologen«, jene Priester der neuen amerikanischen Zivilreligion. Trotzdem wirkte das Zimmer angenehm und appetitanregend.

Dasselbe galt für den Duft, der aus der Küche strömte. Köstlich, vielleicht mit etwas Wein abgelöscht, und er glaubte, den leicht moderigen Geruch von Pilzen zu erkennen. Solange kehrte zurück, stellte eine Steingutkasserole auf den Tisch, nahm den Deckel ab und verkündete: »*Coq au vin*. Ich hoffe, es schmeckt Ihnen.«

Es roch verlockend.

Er sagte: »Ich habe seit vielen Jahren keine europäische Küche mehr gekostet.«

»Ich hoffe, sie wird Ihren Magen nicht verstimmen«, sagte sie. »Aber von jetzt an müssen Sie französisch essen.«

»Mit Vergnügen, aber warum?«

Solange zog eine hübsche Schnute und erwiderte: »Ich möchte es vorsichtig sagen, um Sie nicht zu beleidigen ...«

»Bitte sprechen Sie ganz unverblümt«, sagte er, obwohl er bezweifelte, dass Unverblümtheit zu ihrem Repertoire gehörte.

»Im Moment«, sagte sie, »riechen Sie wie ein Japaner. *Il faut que vous ayez l'odeur d'un vrai français.*«

»Verstehe.« Das stimmte natürlich. Im Gefängnis hatte er die Nationalität eines jeden Wärters, der auf dem Gang an seiner Zelle vorbeilief, am Geruch erkennen können. Die Amerikaner rochen nach Rindfleisch, die Russen nach Kartoffeln, und die japanischen Wärter verströmten einen Geruch von Fisch und Gemüse. Und Solange? Er roch nur ihr Parfüm.

»Darf ich servieren?«, fragte sie.

»Bitte.«

Sie schöpfte ihm eine große Portion des nahrhaften Hühnchengerichts auf den Teller und legte noch ein paar Stangen Spargel aus einer anderen Schale dazu. Dann schenkte sie ihm ein Glas kräftigen Rotwein ein. »Am besten, man serviert zum Essen den Wein, in dem das Hühnchen gegart wurde. Guter französischer Wein, Monsieur.«

»Nennen Sie mich Nikolai.«

»*Eh bien*, Nikolai«, antwortete sie. »Bitte sagen Sie Solange.«

»Was für ein hübscher Name.«

Sie errötete, und es stand ihr sehr gut. Dann setzte sie sich und nahm sich selbst etwas, wartete aber, bis er gekostet hatte, und fragte: »Schmeckt es?«

»Hervorragend.« Es war die Wahrheit. Die Aromen, fein, aber doch deutlich zu schmecken, explodierten in seinem Mund, und der Wein erinnerte ihn an die Mahlzeiten zu Hause mit seiner Mutter. Vielleicht, dachte er, sollte ich mir angewöhnen, europäischen Wein zu trinken ... wenn ich überlebe. »Mein Kompliment an den Koch.«

Sie neigte den Kopf. »*Merci.*«

»Sie haben das selbst gekocht?«, fragte er erstaunt.

»Ich koche sehr gerne«, sagte sie. »In den vergangenen Jahren hatte ich nur wenig Gelegenheit, deshalb ist es mir eine besondere Freude.«

Solange nahm ihre Gabel und ließ es sich auf eine Weise schmecken, die bei einer japanischen Frau als unziemlich gegolten hätte. Bei ihr aber wirkte es einladend und verriet eine Lebensfreude, wie Nikolai sie in den langen Jahren des Krieges, der Besatzung und der einsamen Haft nicht hatte erleben dürfen. Es war ein Spaß zuzusehen, wie sie ihre Mahlzeit genoss. Nach wenigen Minuten sagte er: »Der Mann, dem ich nacheifern soll, hat also französisch gegessen, auch in Asien?«

»Ich glaube, ja.«

»Wie hat er das hinbekommen?«

»Geld«, antwortete sie, als läge es auf der Hand. »Geld macht alles möglich.«

»Ist das auch der Grund, weshalb Sie für die Amerikaner arbeiten?«, fragte er und bereute sofort, die Frage gestellt zu haben, wunderte sich, weshalb er das Verlangen verspürte, sie zu kränken.

»*Tout le monde*«, sagte Solange. »Alle arbeiten jetzt für die Amerikaner.«

Sogar Sie, *mon ami*, dachte sie und lächelte ihn an. Sie stand auf. »Ich habe eine *tarte tatin* gemacht. Möchten Sie?«

»Sehr gerne.«

»Kaffee?«

»Ich würde Tee bevorzugen, wenn Sie welchen haben.«

»Von jetzt an trinken Sie Kaffee, Nikolai«, sagte sie. »*Un expresso avec une cigarette*.«

Sie verschwand für eine Minute, kehrte mit der Apfel-Tarte, einer kleinen Kanne Espresso und einem Päckchen *Gauloises* zurück, und stellte alles auf den Tisch.

»Entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit«, sagte Nikolai.
»Ich bin es nicht mehr gewohnt, mich zu unterhalten.«

»*Problème*.« Ihr gefiel, dass er sich entschuldigte.

Die *tarte* war köstlich, der Kaffee erstaunlicherweise auch. Nikolai lehnte sich zurück und Solange schob ihm das Päckchen Zigaretten zu.

»Nehmen Sie zwei«, sagte sie, »zünden Sie sie an und geben Sie mir eine.«

»Ernsthaft?«

Sie lachte. »Sind Sie früher nicht ins Kino gegangen?«

»Nein.« Er hatte die Vorstellung immer seltsam gefunden, sich hinzusetzen und die auf Zelluloid gebannten Fantasien anderer Leute anzustarren.

»Ich liebe das Kino«, sagte Solange. »Ich wollte immer Schauspielerin werden.«

Nikolai überlegte, ob er sie fragen sollte, was sie daran gehindert hatte – attraktiv genug war sie mit Sicherheit –, aber er befürchtete, die Antwort könnte sie traurig machen, und verzichtete darauf. Stattdessen schüttelte er zwei Zigaretten aus dem Päckchen, steckte beide in den Mund, riss ein Streichholz an und hielt es an die Spitzen der Zigaretten. Als eine der beiden glühte, reichte er sie ihr.

»*Formidable*«, sagte Solange. »Paul Henreid wäre neidisch.«

Nikolai hatte keine Ahnung, worauf sie anspielte, aber er inhalierte den Rauch und unterdrückte den Hustenreiz. Es schmerzte an den Stellen, an denen er genäht worden war.
»Ist eine Weile her«, sagte er, als er sich davon erholt hatte.

»Offensichtlich.« Sie lachte ihn aus, aber er fühlte sich nicht im Geringsten angegriffen oder beleidigt. Vielmehr amüsierten sie sich gemeinsam, und er fing selbst an zu lachen. Wieder tat es ein bisschen weh, und ihm wurde bewusst, dass er lange nicht mehr mit einer anderen Person zusammen gelacht hatte.

Solange erriet seine Gedanken. »Das ist gut, *non?* Ich denke, wir hatten in letzter Zeit nicht viel zu lachen, Sie und ich.«

»Oder die Welt insgesamt«, sagte Nikolai.

Sie schenkte erst ihm, dann sich selbst Wein nach, hob ihr Glas und sagte: »Auf bessere Zeiten.«

»Auf bessere Zeiten.«

»Sie müssen rauchen lernen, Nikolai«, sagte sie. »Alle Franzosen rauchen.«

»Als ich klein war, in Schanghai, habe ich Zigaretten stibitzt«, antwortete Nikolai. »Die Chinesen rauchen wie die Schloten. Rauchen und spucken.«

»Wir kommen ohne das Spucken aus, *non?*«

Nach dem Essen schlenderte er in den Garten.

Er war wirklich mit viel Geschick angelegt. Ein Weg führte um einen Kiesbereich herum, der mit seinen sorgfältig gerechten Steinchen den Wellen des Ozeans nachempfunden war. Eine kleine »Insel« aus kurzgeschnittenem Gras und Steinen in der Mitte des »Meeres« stellte die Berge Japans dar. Um den Pfad herum waren ein paar Sträucher so platziert, dass sich an jeder Biegung eine neue Perspektive ergab.

Wie im Leben, dachte Nikolai.

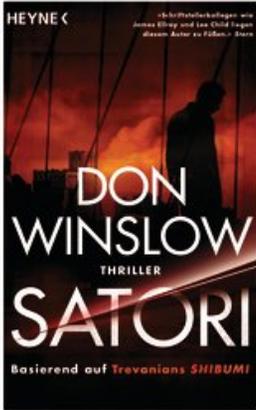
7

Die nächsten Wochen folgten einer angenehmen Routine.

Nikolai wachte früh auf und ging zum Meditieren in den Garten. Wenn er fertig war, hatte Solange bereits *café au lait* und Croissants für ihn vorbereitet, und obwohl es eine Weile dauerte, bis er sich daran gewöhnt hatte, Backwaren zum Frühstück zu essen, gefiel es ihm schließlich doch sehr gut. Nach dem Frühstück unterhielten sie sich, wobei sie seinen Akzent korrigierte und ihm die aktuellen umgangssprachlichen Ausdrücke beibrachte. Solange war eine anspruchsvolle Lehrerin, was Nikolai sehr zu schätzen wusste.

Sie war sich ihrerseits bewusst, dass schon der geringste Fehler, ein achtloser Anachronismus oder ein einzelner förmlicher Ausdruck im falschen Moment ihn das Leben kosten konnte. Deshalb spornte sie ihn an, bestand auf Perfektion, forderte seinen Intellekt und sein beträchtliches Sprachtalent. Er übertraf ihre Erwartungen – sein Stolz machte ihn zu einem ausgezeichneten Schüler.

Sie führten die Unterhaltungen beim Mittagessen fort, und dann ging Nikolai, wie er es sich angewöhnt hatte, im Garten spazieren. Da sie wusste, dass er die Einsamkeit brauchte, war sie diskret genug, seine höfliche Einladung, ihm Gesellschaft zu leisten, auszuschlagen. Stattdessen ruhte sie sich kurz aus, bevor sie mit den Vorbereitungen für das Abendessen begann. Als er wieder zurück war, betrachteten



Don Winslow

Satori
Thriller

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-31641-6

Heyne

Erscheinungstermin: November 2014

Südostasien 1951: Das Schicksal der Welt steht auf Messers Schneide. USA und Russland kämpfen mit allen Mitteln um die Vorherrschaft in Asien. Die CIA, die Nikolai Hel inhaftiert und gefoltert hat, macht ihm ein Angebot: Seine Freiheit gegen den Tod des sowjetischen Botschafters in Peking. Getarnt als Waffenhändler gerät Hel in ein tödliches Netz politischer Intrigen und verfolgt dabei ganz eigene Ziele: Rache und den Weg zu Satori, der Erleuchtung.